

Besprechungen

Ordensgeschichte

1. Die Jesuiten. Von Friedrich Wie-gand, Professor an der Universität Greifswald. [Wissenschaft und Bildung Nr. 228.] 8° (131 S.) Leipzig 1926, Verlag von Quelle & Meyer.

Im 103. Bd. dieser Zeitschrift (1922) S. 72 haben wir die von dem kürzlich verstorbenen Professor H. Boehmer in Leipzig verfaßte und 1921 schon in 4. Auflage erschienene Schrift „Die Jesuiten“ (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 49, 110 S. [Leipzig 1921, Teubner]) eingehend besprochen unter der Überschrift: „Ein Zweiseelenbuch.“ Unsere Kritik schloß mit den Worten: „Das Gesagte hindert uns nicht, dem Verfasser unsere Anerkennung auszusprechen für die unverkennbaren Beweise von Unparteilichkeit, Wahrheitsliebe und fleißiger Quellenforschung, die den historischen Inhalt seiner Arbeit auszeichnen. Ob seine konfessionellen Bekenntnisse“ (d. h. die rein dogmatischen Nörgeleien an der Jesuitenmoral u. dgl.) „in den Augen seiner Religionsgenossen ausreichen werden, daß sie ihm diese Kühnheit verzeihen, darf man bezweifeln.“

Unsere Ahnung hat sich erfüllt. Die protestantischen Kritiker haben Boehmers Forschungen entweder totgeschwiegen oder abgelehnt (vgl. z. B. „Die Wartburg“ 1921, Nr. 51/52). Der vorher so gute Absatz nahm von der 4. Auflage an, wie es scheint, ein jähes Ende. Boehmer hatte zwar in der letzteren versprochen:

„Die in der 4. Auflage weggelassenen Kapitel werden in einem größeren Werk über den Orden Berücksichtigung finden, das in demselben Verlage wie die vorliegende Schrift erscheinen soll“ (S. II). Dies Werk ist bis heute nicht erschienen.

Daß Vorarbeiten dafür vorhanden sein müssen, ist anzunehmen. Man kann es schon daraus schließen, daß auf dem Titelblatt des im Jahre 1914 erschienenen, ganz vortrefflich geschriebenen 1. Bandes von Boehmers „Studien zur Geschichte der Gesellschaft Jesu—Loyola“ (vgl. darüber diese Zeitschrift, Band 87, 1914, S. 512 ff.) als weitere Bände angekündigt sind: „Geheime Jesuiten“, „Die sogenannte Jesuitenmoral“, „Die jesuitische Lehre vom Staat und „Königsmord“, „Die chinesischen und malabarischen Riten“, „Der Jesuitenstaat in Paraguay“. Durch den Übersetzer der 2. Auflage seines „Jesuiten“büchleins, den französischen

Historiker G. Monod, ist Boehmer auf wichtige Fehler, die auch noch in der 4. Auflage stehen, aufmerksam gemacht worden. Es wäre zu wünschen, daß etwaige Vorarbeiten für weitere Korrekturen der Öffentlichkeit nicht vorenthalten würden. Denn Boehmer war unter den protestantischen Gelehrten der Gegenwart, die sich mit unserem Gegenstand beschäftigen, wohl der fähigste, kenntnisreichste und unparteiischste.

Zu diesen kenntnisreichen und unparteiischen Geschichtsforschern dürfen wir den Verfasser des oben am Kopf genannten Buches nicht rechnen. Daß er nicht objektiv und unparteiisch schreiben will, sagt er uns selber mit aller Deutlichkeit:

„Inzwischen haben nun Krieg und Revolution dem deutschen Volke die Bedeutung der Jesuiten in ungeahnter Weise wieder nahegerückt. Wenn nicht alles täuscht, so stehen wir für die kommenden Jahre vor einer neuen Machtentfaltung des Ordens, die sich gerade dem ohnmächtigen Deutschen Reiche gegenüber geltend machen wird. . . . Sich mit ihm auseinanderzusetzen, ist fast mehr die Aufgabe des Politikers als des Theologen. Ich habe mich daher bemüht, soweit möglich diejenigen Abschnitte aus der Geschichte des Ordens zur Geltung zu bringen, die von seiner Kampfnatur sprechen. . . . Wichtiger schien mir, daß es im 19. Jahrhundert wenige Staaten in der Welt, wenige nationale Strömungen, wenige Demokratien gegeben hat, die sich nicht genötigt gesehen hätten, dem Jesuitenorden gegenüber auf ihrer Hut zu sein. Ich bin überzeugt, daß sich die Auffassung von dieser Notwendigkeit in absehbarer Zeit auch in Deutschland wieder an die Oberfläche arbeiten wird.“ (Aus dem Vorwort.)

Ganz kulturkämpferisch wird gegen den „allmächtigen Ultramontanismus“ im Schlußabschnitt (S. 126—128) das Jesuitengesetz (nur mit Ausnahme des § 2, der „undurchführbar und deshalb unflug und ungerecht war“) verteidigt und zur Nachahmung empfohlen; denn „Bismarck sah ebenso wie die deutschen Regierungen und die politischen Parteien des Reichstags nicht ohne Grund im Jesuitenorden einen besonders zu fürchtenden Feind, gegen den es die Staatshoheit zu schützen galt“. Eine besondere Träne wird dem Fall des § 1 des „Ausnahmegesetzes“ nachgeweint, „das niemals etwas anderes gewesen war als ein von Zeit zu Zeit nötiges Schutzmittel des modernen Staats . . . gegen jesuitische Übergriffe“.

„Was die Jesuiten als kirchliche und politische Macht heute einzig und allein hält, ist

ihr enges Bündnis mit der Kurie und dem mit ihr Hand in Hand gehenden Ultramontanismus. Die Jesuiten haben in der Hauptsache den unfehlbaren Papst geschaffen (?). Sie stehen und fallen auch mit der Betätigung seiner Macht.“ (Aus dem Schluß S. 128.)

Eine gewisse Tendenz können wir dem Verfasser einer Jesuitengeschichte nicht verwehren, aber er muß ihre Berechtigung mit historischen Gründen klar nachweisen. Sonst wird seine Arbeit zur übelbeleumundeten Tendenzschrift und im Fall „Jesuiten“ nur zu oft zur Geschichtsfälschung und Verleumdung.

Hier beginnen nun unsere Einwände. Absichtliche Fälschung wollen wir dem Greifswalder Professor der Kirchengeschichte nicht vorwerfen; aber er kennt das Feld nicht, das er bearbeitet, und ist darum seiner Aufgabe trotz redlichen Strebens im deutschnationalen Parteidienst nicht gewachsen.

Schon eine Durchsicht des am Schluß des Büchleins gebotenen Verzeichnisses der (benützten) Literatur mit den mancherlei Fehlern und Lücken zeigt, besonders wenn man es mit dem ähnlichen bei Boehmer „Jesuiten“ vergleicht, daß er die wichtigsten der in Betracht kommenden Werke nur äußerlich oder vom Hörensagen kennt.

Einen Nachweis im einzelnen, daß sein Bild der Geschichte ganz verzeichnet ist, würde den doppelten Umfang seines Werkleins überschreiten. Stichproben müssen genügen.

Zuvor wollen wir dem Verfasser unsere Anerkennung aussprechen für diejenigen Parteien, in denen er der Gesellschaft Jesu einigermaßen Gerechtigkeit zu erweisen sucht. Das erste Kapitel „Ignatius von Loyola“ gibt über den Stifter des Ordens und seine ersten Gehilfen im ganzen ein lebenswahres Bild und erzielt für den Mann und sein Werk Hochachtung, wo nicht Bewunderung. Auch den nächsten Nachfolgern in der obersten Ordensleitung wird vorwiegend Gerechtigkeit gezollt, so daß der Leser zu dem Schluß kommen muß: Wäre doch die Gesellschaft Jesu das geblieben, wozu Ignatius, Laynez und besonders Aquaviva sie gemacht haben, so wäre die Geschichte anders verlaufen! Aber schon nach Aquaviva beginnt der Umschwung und Verfall. Dieser Verfall wird dann im fünften Kapitel wesentlich auf zwei Ursachen zurückgeführt: auf die im Orden gepflegte Beichtpraxis und auf die Unfähigkeit der auf Aquaviva folgenden Ordensgeneräle. Was die erste der angeblichen Ursachen betrifft, so hat gerade Ignatius den häufigen Empfang der Sakramente, vorab der Buße, vom ersten

Anfang an hochgehalten und die Pflege dieser Art Seelsorge zum besondern Arbeitsgebiet des Ordens bestimmt, noch bevor ihn die Verhältnisse zwangen, das Schulwesen zeitweilig an die erste Stelle zu setzen. Auch der Geist und Charakter der Moralthologie, welche für diese Wirksamkeit richtunggebend wurde, ist schon zu seinen Lebzeiten und mit seiner Billigung festgelegt und von der ganzen kirchlichen Theologenschaft, nicht von den Jesuiten allein, in den folgenden Jahrzehnten zur Blüte gebracht worden. Das Verderbnis der „Jesuitenmoral“ ist eine Fabel; das hat noch jüngst Prof. H. Boehmer in Leipzig freimütig ausgesprochen¹. Darüber sind keine Worte mehr zu verschwenden.

Sehr merkwürdig ist der andere Klagepunkt. Einer der beliebtesten Vorwürfe war in den Jesuitenkämpfen des letzten Jahrhunderts die angebliche starre, jede „Reform“ ausschließende Unverbesserlichkeit des durch die Ignatianischen Konstitutionen und den übrigen Inhalt des Instituts ein für allemal festgelegten Ordens und seiner Wirksamkeit. Sint ut sunt aut non sint! Dieser Ausspruch Papst Benedikts XIII., der meist dem letzten Ordensgeneral L. Ricci irrigerweise in den Mund gelegt wird, soll nur der kräftigste Ausdruck sein für das, was man durch die ganze Geschichte bestätigt finden wollte, daß nämlich die Jesuiten sich nie geändert haben und nie ändern können oder wollen. Das muß auch den Hauptgrund abgeben, mit dem die Kulturkämpfer aller Länder seit den Tagen der Aufklärung die brutalen Jesuitengesetze vieler Staaten rechtfertigten. Prof. Wiegand ist anderer Ansicht.

Nach seinem Geschichtsbild ist gleich nach Aquaviva in der Verfassung und Regierungsweise der Gesellschaft ein entscheidender Umschwung, eine stille Reform nach unten erfolgt. In dem fünften und letzten Kapitel: „Verfall und Wiederherstellung“, heißt es:

„Mit Aquavivas Tod schloß endgültig die große Zeit des Ordens. Der General M. Vitelleschi galt für einen ‚Engel des Friedens‘, eine verdächtige Bezeichnung für einen Mann, der führen, regieren und kämpfen soll. In der Tat hatte Vitelleschi nicht die Kraft zu befehlen und zu strafen². Seine Mahnungen verhallten in den Ohren der Professoren, die dem

¹ Die Jesuiten⁴ 73—75.

² Mutius Vitelleschi (1615—1645) führte sein Amt während der traurigen Zeit des Dreißigjährigen Krieges und hatte mehr Anlaß zu trösten als zu strafen.

General nicht viel mehr als eine dekorative Stellung beließen. . . . Was einst von den Gegnern gewünscht, vom Orden klugertweise abgelehnt war, trat jetzt ein: die Professoren nahmen zahlenmäßig überhand und verkannten durchaus ihre Stellung. Nach des Ignatius Anordnung sollten sie eine in Armut lebende, von amtlicher Tätigkeit im engeren Sinne befreite, aber um so einflussreichere Oligarchie bilden. In dieser höchsten und zugleich kleinsten Gruppe sollte sich das Wesen der Gesellschaft machtvoll zusammenfassen. Jetzt aber waren die Professoren zu einer unübersichtlichen Masse angeschwollen. Ihr Ideal war die geruhfame Leitung eines gut ausgestatteten Kollegs, fern von der Aufsicht des Generals, während man die Mühen des Unterrichts und die gottesdienstlichen Pflichten gern der hoffnungsvollen Jugend überließ. Als Gostwin Nickel, ein Deutscher, noch einmal kräftig durchzugreifen und sich Geltung zu verschaffen suchte, gab ihm die elfte Generalkongregation 1661 als Antwort einen Genuesen zum Vikar und schob ihn damit in Wirklichkeit beiseite. Das Verfahren wirkte. Der neue General J. P. Oliva wußte genau, was er zu tun hatte. Er verstopfte gegen alle den Orden betreffenden Klagen sein Ohr und genoß in seinem römischen Stadtpalast oder in seiner Villa bei Albano das Dasein als fröhlicher Lebemann. . . . Von einer scharfen Kommandostimme hörte man nichts in dieser Armee. Sie wurde nur noch von schlauen Intriganten und genussfrohen Aristokraten regiert. . . . Sie trieb die Politik auf eigene Faust. Besonders mit Innozenz XI. (1676—1689) standen sie auf schlechtem Fuß. . . . Der Orden war gegründet, um zu dienen, zu kämpfen, zu erobern. Jetzt ruhte er auf seinen Siegen aus“ (S. 107—109).

Wiegands Darstellung ist nicht ganz neu, aber grundfalsch. L. Ranke (Die römischen Päpste¹⁰ III 82) erzählt:

„In einer Sammlung Scrittura politiche, morali e satiriche sopra le massime, istituto e governo della Compagnia di Gesù (MS. Rom.) findet sich ein ausführlicher Aufsatz von beinahe 400 Blättern: Discorso sopra la religione de' Padri Gesuiti e loro modo di governare — geschrieben zwischen 1681 und 1686“ [das ist genau die Zeit, in der P. Karl de Novelle General war] „von einem augenscheinlich tief eingeweihten Mann, aus dem die folgenden Notizen größtenteils genommen sind.“

Unter diesen Notizen Rankes steht obige Verfassungsänderung an erster Stelle. Ranke oder sein Gewährsmann käme sicher in die größte Verlegenheit, wenn man ihn fragte, welche Professoren diese große Revolution durchgeführt haben, die vom römischen Professorenhaus allein oder die der römischen Ordensprovinz oder die von ganz Italien? In jedem Fall ist die Angabe durch und durch unhistorisch.

Die einzige Gelegenheit, wo nicht die Professoren, sondern eine beschränkte Anzahl derselben einen solchen Staatsstreich ausführen könnten, wäre eine Generalkongregation. Ranke scheint an die Professoren der 11. Kongregation von 1646 zu denken, in der Oliva gewählt wurde. Die Akten all dieser Kongregationen sind in ausführlicher Vollständigkeit veröffentlicht im zweiten Band des Instituts (Florenz 1898). Wo findet sich die geringste Spur des Umschwungs?

Und die andere Weise? Der einzige Versuch eines solchen ist das Schicksal Nickels. Aber schon der französische Historiker (Protestant) G. Monod hat in seiner Übersetzung des Büchleins von Boehmer die Fabel richtig gestellt, indem er sagt:

„Er [Boehmer] ist in diesem Stück Ranke gefolgt. Aber es scheint doch, daß Nickel krank war. Er hatte sich durch P. Schorer [und P. Langa] vertreten lassen, ehe die Generalkongregation ihm als Vikar den P. Oliva gab. Nickel war im Jahre 1661 77 Jahre alt und starb bald nachher (1664).“¹

Damit ist das, was Wiegand an historischen Beweisen für seine These bringt, erledigt. Die weiteren Behauptungen sind Phantasien eines anonymen querulierenden Pamphletschreibers, der auf Ranke den Eindruck eines tief eingeweihten Mannes machte. „Eingeweiht“ mochte er sein. Vielleicht war er sogar, ähnlich wie Zahorowski, der Verfasser der *Monita secreta*, ein aus dem Orden entlassener Jesuit. Aber gerade bei solchen „Eingeweihten“ ist die historische Wahrheit selten ungeschmeichelt zu finden. Ranke ist denn auch mit der Entdeckung bei den Historikern nicht durchgedrungen. Der „fröhliche Lebemann“ ist ebenfalls Fabel.

Das Weitere, was über den Verfall der Gesellschaft folgt, betrifft hauptsächlich die Gegnerschaft der absolutistischen Staatsregierungen in Frankreich, Spanien, Portugal und England gegen die freie Wirksamkeit der Jesuiten. Die Tatsachen, die hier angedeutet werden, widersprechen größtenteils dem aus Ranke geschöpften Bilde eines faulen Lebens ohne ernste Arbeit und beweisen höchstens, daß die Einmischung der weltlichen Gewalt oft dem General die Aufrechterhaltung der Ordenszucht sehr erschwerte. Was über die ursprüngliche Idee und Anordnung betreffs der Professoren von vier Gelübden gesagt ist, widerspricht ebenfalls den Quellen, wie jeder einiger-

¹ Monod-Boehmer, *Les Jésuites* (Paris 1910) 301. Die Akten dieser 11. Kongregation berichten den Hergang ganz glaubhaft (Institut. Flor. 1893, III 377).

maßen Unterrichtete weiß. Daß das anfängliche Zahlenverhältnis der Professoren zu den Nichtprofessen (beim Tode des Stifters waren unter mehr als 1000 Mitgliedern nur 42 Professoren) sich mit der Zeit ändern mußte, liegt in der Natur des Ordens und entspricht den Ignatianischen Konstitutionen.

Der volle Titel dieses fünften und letzten Kapitels lautet: „Verfall und Wiederherstellung des Jesuitenordens.“

Man wäre begierig, von Wiegand zu erfahren, ob bei dieser Wiederherstellung die Professoren, also der Kern des Ordens, in ihrer ursprünglichen oder in ihrer entarteten Form wieder auflebten. Nach dem, was über General Roothaan zu lesen ist, der „mit kühlem Verstand und festem Willen ausgerüstet weit über den Orden hinaus in die Geschichte der Gesamtkirche eingriff“, darf man das erstere annehmen. Doch wenn man bedenkt, daß auch in der neuen Gesellschaft Jesu wieder ein General (P. P. Beckx) sein Amt niederlegte und von der 23. Generalkongregation 1883 einen Nachfolger wählen ließ, so ist die Frage berechtigt, ob auch da wieder die Unbotmäßigkeit der Professoren Ursache war. Merkwürdigerweise erwähnt Wiegand das Ereignis gar nicht. Was in Bausch und Bogen über P. Beckx, A. Anderledy und L. Martin gesagt wird, sind Gemeinplätze ohne greifbare geschichtliche Tatsachen. Auch P. Wernz (1906—1914) wird nicht erwähnt; etwa darum, weil die Vorlage den Namen noch nicht enthielt?

„War er [der Orden] früher genötigt, in den verschiedenen Ländern in mühseliger Wiederholung seine Arbeit selbst zu tun, so erreichte er seit seiner Wiederherstellung alles, was er wollte, indem er einfach die Kurie für sich arbeiten ließ. Der Orden hat der neuen ultramontanen Strömung ihr Programm vorgezeichnet“ (S. 121). „... Er hat seine Höhe überschritten und wird nie wieder zu ihr zurückkehren. Denn er ist im geistigen und sittlichen Leben der Völker keine Notwendigkeit mehr. Ebenso hat er in der Mission seine Rolle so gut wie völlig ausgespielt“ (S. 128).

Die letzten Worte zeigen, wie schlecht Wiegand die Missions- und Ordensgeschichte des Jahrhunderts kennt. Mit dem vorhergehenden Satz ist immerhin anerkannt, daß er einmal einer geistigen und sittlichen Notwendigkeit entsprach.

Das sind nur einige der größten Versehen im letzten Kapitel. Wollten wir auch die andern Kapitel über die Verfassung (S. 25 bis 39), die Tätigkeit der Ordensmitglieder (S. 39—54), die Ausbreitung a) in Europa, b) in Asien und Amerika genauer durchprüfen,

so kämen wir an gar kein Ende¹. Der durchgängige Hauptschaden des ganzen Buches liegt darin, daß Wiegand größtenteils nicht als Geschichtsschreiber mit konkreten Tatsachen, sondern lieber mit allgemeinen Werturteilen ohne historische Beglaubigung arbeitet. Daß er dabei ausschließlich protestantische oder ordensfeindliche Darstellungen ausbeutet und katholische Richtigstellungen unbeachtet läßt, versteht sich beinahe von selbst. Ein laut sprechendes Zeugnis seiner Arbeitsweise ist die Tatsache, daß er das vorzügliche Buch seines Leipziger Kollegen H. Boehmer „Loyola“² gar nicht zu kennen scheint. Nur die Art, wie er Jnigos Jugendstreiche schildert, deutet auf Bekanntschaft mit dem Werke hin.

In dem Kapitel über die Verfassung des Ordens wimmelt es geradezu von groben Unrichtigkeiten. Hier wäre es doppelt notwendig, daß Wiegand sich in seinen Angaben eng an die maßgebenden Quellen anschlüsse, anstatt seiner Phantasie freien Lauf zu lassen. Zum Beweis sei nur auf das verwiesen, was wir oben als seine ganz falsche Vorstellung vom Wesen und der Bestimmung der Professoren angeführt haben. So glaubt er denn auch an die Fabel von den „geheimen Jesuiten“³, die

¹ Schon der Name des Stifters „Lopez de Recalde“ (S. 1) ist unrichtig. Bei seiner Pilgerfahrt wollte Ignatius in Palästina „Bekehrungsversuche an den Türken vornehmen. Auch hätten diese selber nichts dagegen einzuwenden gehabt, wohl aber die Christen, die in seinem Vorgehen eine Geschäftsschädigung witterten“ (S. 8). Das ist eine grundlose Verdächtigung der dortigen Franziskaner, auf deren „Provinzial“ (Kustos) sich nach dem Zusammenhang der Vorwurf bezog. Jener aber wußte wohl besser die Stimmung der damaligen Türken zu beurteilen, und daß hier ein einziges unbedachtes Wort eine Katastrophe bringen konnte. Bei der Feier des 15. August 1534 auf Montmartre heißt es: „Ein gemeinsames Mahl in dem benachbarten St.-Denis schloß den bedeutungsvollen Tag“ (S. 20). Sehr unwahrscheinlich! Die wiederholte Behauptung, daß Laynez die Declarationes zu den Konstitutionen verfaßt habe (S. 105 130; vgl. S. 30), ist irrig. „Ignatius ist einer der ersten großen Propheten des Internationalismus geworden“ (S. 23). St. Paulus war ein noch größerer!

² Vergleiche darüber diese Zeitschrift 87 (1914) 512.

³ „Das Institut der sog. geheimen Jesuiten“ ängstigt auch den Prof. D. W. Köhler in

er mit den Professoren der drei Gelübde verwechselt (S. 34).

Ganz trostlos, fast schauerlich ist das dritte Kapitel über „Die Tätigkeit der Ordensmitglieder“. Er beginnt, wie zu erwarten, mit dem „Schmutz“ und Schaden der Beicht, kommt auf Probabilismus, Mentalreservation, den Zweck, der das Mittel heiligt, ganz im Ton und Stil der älteren Kulturkampfliteratur, nennt auch eine Reihe Namen wie Sanchez, Suarez usw. Aber R. Bonal, der neben Elizalde erscheint (S. 42), war nie Jesuit. Predigt, Pflege der Bruderschaften, Vereine, Volksandachten, Marienverehrung, Heiligenverehrung, alles wird in einen allgemeinen Nebel der Mißdeutung ohne greifbare Tatsachen (etwa die Kanonisation des hl. Joh. Nepomuk ausgenommen) eingehüllt und verurteilt. Die Schultätigkeit, die literarischen und künstlerischen Leistungen finden ebensowenig Gnade. So weckt er auch den „Jesuitenstil“ (S. 53) wieder auf.

Das vierte Kapitel ist der „Ausbreitung des Ordens“ gewidmet. Hier beginnt die Erzählung wieder von Anfang an. Ignatius und Laynez, Paul III. und Paul IV. und das Konzil von Trident werden nochmal breit geschildert (S. 54—57). Die Aufnahme in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, Deutschland, Österreich, Polen, Schweden, England kommt zur Sprache, aber fast immer in generalisierenden Werturteilen über die Jesuiten im ganzen ohne Angabe von Namen, Ort und Zeit. Erst wo Gelegenheit ist, ihnen etwas Verdächtiges anzuhängen, wird die Erzählung lebhafter. Wie eine stilwidrige Ausnahme mutet der Satz an: „Es bleibt das geschichtliche Verdienst des Ordens vom Standpunkt der römischen Kirche aus, zu Taten übergegangen zu sein und den schlaffen Pessimismus überwunden zu haben. Mit ihrem Auftreten in Deutschland kam in den Katholizismus wieder Leben und wurde dem siegreichen Vordringen des Protestantismus eine Schranke gezogen“ (S. 83).

Endlich kommt Wiegand auf die Tätigkeit in Asien und Afrika zu sprechen. Die Mission des hl. Franz Xaver in Indien und Japan wird breit und nicht gerade ungünstig erzählt. Über das spätere tragische Schicksal dieser Mission geht er rasch hinweg. Auch die chinesische Arbeit unter Ricci, Schall, Verbiest wird ziemlich ruhig und farblos abgemacht. Im

Ritenstreit nimmt Wiegand Partei gegen die Jesuiten und ihre Befürwortung einer maßvollen Akkommodation. Von den Jesuiten in Brasilien heißt es: „So wurde Brasilien während des 16. und 17. Jahrhunderts der Schauplatz eines unausgesetzten Bürgerkrieges zwischen Ansiedlern und Jesuiten“ (S. 99). Daran ist nur so viel richtig, daß die schwache portugiesische Regierung von Lissabon aus der Anarchie in dem fernen Land nicht Herr wurde, und daß die Mission schwer unter dieser Mißwirtschaft litt. Günstigeres weiß Wiegand über die Jesuiten in den spanischen Besitzungen jener Länder zu berichten, obwohl er auch ihnen nicht gerecht wird.

„Den höchsten Wagemut haben die Jesuiten endlich in Nordamerika, im Gebiete des Lorenzstromes unter den Huronen, bewiesen. Was sie hier an Gefahren und Entbehrungen überstanden, was sie an erschütternden Martyrien durchgemacht haben, gehört zu den grausigsten und packendsten Ereignissen der Missionsgeschichte aller Zeiten und Völker“ (S. 103).

All diese Angaben stehen unter dem Kapitel „Ausbreitung“. Im folgenden Abschnitt „Verfall“ ist ein ganz anderer Ton angeschlagen. Tatsachen werden nur ganz allgemein und unhistorisch grau in grau an die Wand gemalt. In Wirklichkeit war der Verlauf ein ganz anderer. Gerade die Heldenzeit der kanadischen Mission fällt in das Sterbejahr Olivas und die folgenden Jahre. Diese Zeit erlebte auch die Blüte der südamerikanischen Missionen in Paraguay¹ usw.

Die Zahl der Mitglieder der Ordensprovinz Paraguay wird für das Jahr 1767, d. h. unmittelbar vor der Zerstörung, mit 564 angegeben, darunter 385 Priester, d. h. mehr als in irgend einer früheren Periode. Die Zahl der Reduktionen war 57.

Lehrreich ist ein Vergleich der Wiegandschen Schilderung des portugiesischen Verfahrens bei der Vernichtung des Ordens mit der entsprechenden Schilderung durch Boehmer (3. Aufl., S. 156). Während dieser „die tiefe Heuchelei, die tückische Hinterlist, die brutale Grausamkeit und das Raubtierhafte“ in Pombals Charakter mit scharfen Worten brandmarkt, geht Wiegand mit schonendem Schweigen über Pombals Scheußlichkeiten hinweg.

¹ Glücklicherweise können wir jetzt auf ein sehr gutes Werk über diesen „Staat“ verweisen. Es ist: „Der ‚Jesuitenstaat‘ in Paraguay. Von Dr. rer. pol. Maria Fasbinder“ (Halle 1926), eine durchaus wissenschaftliche quellenmäßige Untersuchung. Vgl. diese Zeitschrift oben S. 393 ff.

Zürich, und er durfte die Fabel sogar in das vielgebrauchte Arsenal der protestantischen Theologie „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ III 357 einschwärzen.

ja er weidet sich mit unverhohlener Schadenfreude an den Mißhandlungen der unschuldigen Opfer, unter denen nicht wenige Deutsche waren. Einige Beispiele sind unlängst in dieser Zeitschrift¹ aus Urkunden erzählt.

Eine Erinnerung drängt sich zum Schluß auf. Protestantische Theologen entrüsteten sich oft darüber, daß katholische Schriftsteller, Apologeten und Polemiker sich nicht sehr beeilen, die neuen Resultate der jüngsten Luthersforscher, soweit sie geeignet sind, die Worte und Taten des Mannes in milderem Lichte erscheinen zu lassen, der katholischen Öffentlichkeit mitzuteilen. Soweit durch dies Verhalten geschichtliche Unwahrheiten und erwiesene Fabeln irgendwie gestützt und weiter verbreitet werden, ist der Tadel berechtigt und unsere Zeitschrift hat ihn stets zu dem ihrigen gemacht. Zehnmal mehr Berechtigung hätten indes die Klagen von unserer Seite über das *Catholica non leguntur*, und diese Klage ist doppelt berechtigt, wenn es sich nicht nur um *catholica*, sondern gar um *jesuitica* handelt.

Es sind nun doch in den letzten Jahren eine große Anzahl Werke, kleine und große, über den Jesuitenorden, sein Wesen, seine Einrichtung, Gesetze und Geschichte erschienen, auch Beleuchtungen über die wichtigsten Anklagen fehlen nicht. Einige davon nennt Wiegand in seinem Verzeichnis; aber im Text des Büchleins zeigt er, wie gesagt, daß er sie gar nicht kennt. „Eine Schande und ein Kulturverbrechen“ nennt der Verfasser der neuesten großen Jesuiten-Enzyklopädie, dem auch von Wiegand viel Ehre angetan wird, diese „Unwissenheit, Oberflächlichkeit, Faulheit“ der Männer, deren Pflicht es wäre, die Jesuiten zu kennen. „Niemand“, sagt er, „war seiner großen Aufgabe auch nur annähernd gewachsen, weil keiner die erforderlichen Kenntnisse besaß.“² Hoensbroech richtet diese scharfen Worte gegen Regierungsmänner, Volksvertreter, Presseleute. Was soll aber erst werden, wenn selbst berufene Vertreter der Wissenschaft, Theologie und Kirchengeschichte, zu denen doch Wiegand sich zählt, nicht besser beschlagen sind?

Die Berechtigung unserer Beschwerde ist von protestantischen Autoritäten oft anerkannt und wir sind auf eine bessere Zukunft vertraut worden. Ein so strammer Protestant wie Prof. Dr. Paul Wernle in Basel schreibt in

¹ 112 (1926) 106: „Die größte Schandtat des Absolutismus des 18. Jahrhunderts.“

² P. v. Hoensbroech, *Der Jesuitenorden* I. Band, Einleitung.

seinem Buch: *Einführung in das theologische Studium* (Tübingen 1911) S. 222:

„Mit den Jesuiten aber darf man auch nicht so schnell fertig sein. Sind sie wirklich der Erzfeind, so ist es erste Pflicht, sie zu kennen... Über die Heidenmission steht bei Goethe das Wichtigste, ein Ruhmesblatt ohnegleichen. Über den Unterricht lese man den Abschnitt in Paulsens *Geschichte des gelehrten Unterrichts* (1896/97), eine der wenigen freien Betrachtungen.“

Auch eine andere Mahnung Wernles könnte Wiegand und seinesgleichen dienen: „Wir haben als Protestanten Mühe, der katholischen Moralliteratur gerecht zu werden, und Schlußfinken aus unsern eigenen Reihen haben uns das noch stark erschwert“ (S. 230).

2. *Der Jesuitenorden*. Von Dr. Kurd Niedlich, Studienrat. [Religionskundliche Quellenbücherei. Herausgegeben von Prof. W. Doppermann in Meiningen.] (47 S.) Leipzig 1926, Quelle & Meyer.

Auf so beschränktem Raum eine halbwegs genügende Vorstellung des Geistes und der Einrichtung des Jesuitenordens zu bieten, ist ein nahezu unmögliches Unterfangen, zumal wenn als Leser in erster Linie Protestanten gedacht sind. Über ein Drittel des Büchleins ist Auszügen aus den „Lebenserinnerungen“ des heiligen Stifters nach A. Feders Ausgabe gewidmet. Mit diesen Bruchstücken ist für die Beurteilung des Ordens noch blutwenig getan.

Es folgen dann (S. 21—41) Bruchstücke aus dem Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius, ebenfalls nach Feder. Zweckmäßig sind hier die zwei Seiten „Aus der Einleitung“ des Übersetzers, denn ohne diese Zusammenfassung hätten die Bruchstücke keine rechte Einheit.

Eine ganz kurze Auswahl aus den Ordensregeln der Gesellschaft und einige Sätze aus dem Sendschreiben „Von der Tugend des Gehorsams“ (S. 42—47) bilden den Schluß. Der Text dieser Regeln soll einer Übersetzung „Erfurt 1592“ entsprechen. Uns ist eine solche nicht bekannt, und auch Sommervogel scheint sie nicht zu kennen. Jedenfalls aber hätte die Übersetzung mit dem lateinischen Text verglichen und korrekt abgedruckt werden müssen. Der Unsinn: „Mit offenem Fenster oder mit einem Hemd oder unbedeckt soll keiner des Nachts schlafen“ und ähnliches durfte nicht stehen bleiben.

Auch die Zeittafel als Anhang ist fehlerhaft: „Aufhebung des verweltlichten Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV.“; „Wiederherstellung des Ordens, dem die gesamte

Mission übertragen wird“; „1919 Wiederzulassung nach Deutschland“ sind zu grobe Fehler.

Man sieht nicht recht, welchem Publikum ein derartiges Quellenbuch dienen soll. Im Jahre 1914 ist in Leipzig etwas Ähnliches erschienen¹. Millers Büchlein verdient trotz einzelner Fehler heute noch entschieden den Vorzug.

Ignatius von Loyolas Gedanken über Aufnahme und Bildung der Novizen. Von D. Dr. Hermann Stoekius, Privatdozent in Marburg. [Fr. Manns Pädagogisches Magazin, Heft 808.] 8^o (118 S.) Langensalza 1925, H. Beyer. M 2.80

Erst wenn man den Jammer der oben beklagten Unwissenheit erwägt, die in den erwähnten Kreisen protestantischer Theologen unheilbar zu sein scheint, versteht man besser, wie etliche Jahre vor dem Krieg ein angehender Gelehrter sich gedrungen fühlte, diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß er zum Nutzen seiner Glaubensgenossen von 1910 an eine Reihe von Untersuchungen und Forschungen über die Anfänge der Gesellschaft Jesu, das innere Leben in den Ordenshäusern und einzelne Episoden der Ordensgeschichte aus dem 16. Jahrhundert in Monographien² nach den besten Quellen herauszugeben begann. Es ist der in dieser Zeitschrift früher mehrerwähnte „mutige Jesuitenforscher“ H. Stoekius.

Das neueste Büchlein, das allerdings auch schon zwei Jahre alt ist, hat ein besonders schwerwiegendes Thema gewählt: Ignatius als Novizenmeister. Leider scheint die Ungunst, die über dem ganzen Druck- und Buchwesen lastet, den Verfasser dazu gezwungen zu haben, seine Darstellung in lauter kurze Glieder aufzulösen, die einigermaßen den Eindruck des Zerstückelten machen, auf Mitteilung der Belegstücke aus den Quellen aber ganz zu verzichten. Und doch wäre der Leser, welcher nicht von vornherein von der Treue und Zuverlässigkeit des Historikers überzeugt ist, begierig, den ursprünglichen Wortlaut der Quellen mit dem Bericht zu vergleichen. Wer aber Gelegenheit hat, die in den Anmerkungen reichlich und genau angegebenen Fundorte der Belege nachzuschlagen, der muß staunen über

das Maß von Mühe, Arbeit und Gewissenhaftigkeit, das in diesen 118 Seiten aufgespeichert ist. Hier wird mit fast pedantischer Umständlichkeit der Weg gewiesen, wie auch ein Protestant auf dem ihm so fremden Feld des inneren Lebens der Gesellschaft Jesu zurecht kommen kann.

Aber wie viele werden Stoekius auf diesem dornigen Wege folgen wollen? Ja, wenn es auf die Erforschung einer alten Ketzerei oder eines asiatischen Religionsystems ankäme, da würde er eher Schüler finden; aber es handelt sich ja nur um ein Objekt, über das die Urteile ein für allemal feststehen! Dazu kommt, daß denen, welche die Arbeit aufnehmen möchten, die zahlreichen benutzten Quellenwerke kaum zugänglich sein werden, selbst wenn es sich um protestantische Universitäten oder Fakultäten handelt.

Aus der fünfseitigen „Inhaltsübersicht“ (S. VII—XII) des Verfassers geben wir nur die Hauptgliederung:

I. Einleitung. II. Ausführung. A. Voruntersuchungen. 1. Die Natur des Novizates. 2. Das Wesen der Gelübde (Devotionsgelübde, Ordensgelübde, letzte Gelübde, Unterschied der Gelübde untereinander. Der Begriff der Gesellschaft Jesu) S. 1—24.

B. Die Darstellung. I. Die Bedeutung der Menschenfischerie für den Jesuitenorden.

II. Der Modus der Aufnahme (Verfahren der Aufnahme: 1. vor der päpstlichen Bestätigung und bis 1551; 2. von 1551 Ausgabe der allgemeinen Prüfungsordnung bis zum Tode 1556. [Alle diese Teile werden gegliedert und untergegliedert in 1., 2., a), b), a), β), αα), ββ), . . .]) S. 24—70.

III. Die Bildung der Kandidaten und Novizen. 1. Die Stätte ihrer Ausbildung: a) im Mutterhause oder in andern Kollegien, b) in Rom. 2. Die Grundsätze für die Zitation der Kandidaten (Novizen) nach Rom. 3. Die Romfahrt. 4. Die im Professhause zu Rom angewandten Erziehungsgrundsätze. a) Die Gestaltung der Lebensweise. b) Die Ordnung des Verkehrs. c) Die Pflege des individuellen Lebens S. 70—105.

IV. Schluß. Ergebnis und Ausblick S. 106 bis 108.

Am Schluß einige Beilagen, die wichtigste darunter, die „Prüfungsordnung“, d. h. das den Konstitutionen vorangehende Examen generale der Kandidaten, in verschiedenen Fassungen.

Das sind nur die wichtigeren Stichworte der Übersicht. Bei Stoekius sind sie, wie gesagt, noch einmal aufgelöst in eine große Zahl von Gesichtspunkten und Paragraphen über die Ignatianischen Gedanken. Auf den Abdruck der überreichen Spezifikation verzichten wir.

¹ „Die Jesuiten, Ordensleben und Schicksale.“ Von Dr. Alfred Miller. [Voigtländers Quellenbücher, Nr. 77.] (150 S.) M 1.20

² In dieser Zeitschrift der Reihe nach besprochen: 79 (1910) 113; 81 (1911) 313; 84 (1913) 544; 87 (1914) 93; 100 (1920) 222.

Die Ausführung dieses Planes beginnt mit einem Blick auf das, was Stoeckius über die Aufnahme und Ausbildung der Novizen bei den älteren Orden in seinen Quellen gefunden hat. Das Ergebnis ist mager, und so kommt er zu dem Schluß: „Diese leicht übersichtlichen Vorgänge [der Aufnahme] in den älteren Mönchsorden gestalten sich weit komplizierter in dem ‚neuen Orden‘ der Stiftung des Ignatius von Loyola.“ — Gewiß war der Unterschied zwischen einfachen und feierlichen Gelübden damals noch nicht in Übung. Aber da sowohl Aufnahme ins Noviziat als Zulassung zur Profession durch das Kapitel erfolgte, so verlief der Vorgang, bei dem auch ungeschriebenes Gewohnheitsrecht und die allgemeinen kanonischen Vorschriften über das kirchliche Ordenswesen mitsprachen, teilweise sogar komplizierter als bei den Jesuiten. Es wäre überhaupt gut gewesen, wenn Stoeckius darauf hingewiesen hätte, daß es schon lange vor Ignatius' Zeiten ein allgemeines kirchliches Ordensrecht gab, so wie jetzt die Vorschriften de Religiosis im neuen Codex Iuris Canonici auch für die Gesellschaft Jesu gelten.

Im weiteren Verlauf seiner Untersuchung bespricht der Verfasser eine große Zahl von Aufnahmen junger Leute in Köln, Löwen und Italien durch Ignatius und seine Genossen an jenen Orten. Die Hauptquelle für die Tatsachen ist das Werk von J. Hanfen, Rheinische Akten zur Geschichte der Jesuiten (Bonn — nicht Rom — 1896). Aus allen Stellen dieser ganz vertraulichen Anweisungen geht hervor, daß der große Ordensstifter beständig trotz aller Schwierigkeiten einzig die in seinem Exerzitienbuch und in den Konstitutionen der Gesellschaft entwickelten Grundsätze zur Richtschnur seines Verfahrens nahm. Die Rücksicht auf den Dienst und die Ehre Gottes und das Seelenheil war sein Leitstern, und nach diesem Leitstern wollte er auch von seinen Mitarbeitern stets gehandelt sehen. Das Verfahren in den oft schwierigen Einzelfällen entschied er dann nach den anerkannten kirchlichen Regeln und den Folgerungen des gesunden Menschenverstandes. Darum gibt es in seinen Weisungen gar nichts Sensationelles und viel Selbstverständliches. An dem Verfasser dieser „Gedanken“ bewundern wir seine gewaltige Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit, mit der er diesen Urwald von Einzelfällen und Einzelzitate zusammengetragen hat. Für spätere Bearbeiter des Gegenstands wird das Werk eine kostbare Vorarbeit sein. Allgemein wertvoll ist u. a. das S. 39 f. über die Abfassung der Konstitutionen Mitgeteilte. Gern wird man über

kleinere Ungenauigkeiten, die einem Nichtkatholiken zu leicht passieren (z. B. im Gebrauch der Worte „Klausur“ für Separation), hinwegsehen.

Das Büchlein hat seinen Platz mit Recht in einem Pädagogischen Magazin.

M. Reichmann S. J.

Bildende Kunst.

Der Meister E S und die Schongauer.
Von A. Pestalozzi-Pfyffer. Mit 53 ganzseitigen Abbildungen und einer dreiteiligen Farbendrucktafel. 8° (96 S.) Köln 1927, J. P. Bachem.

Die Verfasserin arbeitet seit Jahren an einem umfassenden Werk über Martin Schongauer. Das hier vorliegende Buch ist eigentlich nur ein Teilstück aus dem größeren Werk, wurde jedoch jetzt schon aus dem Grunde veröffentlicht, weil die Frage nach dem Meister E S, der immer noch ein „körperloses Schemen“ war, hier als gelöst betrachtet wird. Die vollständige Evidenz der Begründung kann erst das Gesamtwerk bringen. Eines ist sicher: das Buch wird in der Welt der Kunstgelehrten Aufsehen machen, denn der rätselhafte Meister E S oder der Meister von 1466, wie er auch genannt wird, dem wir so herrliche Kupferstiche verdanken, stand schon seit langem im Mittelpunkt der Diskussion. Folgende Punkte sind das Ergebnis der Beweisführung: 1. Die Stiche des Meisters von 1466 sind nicht Werke eines Stchers, sondern der beiden E S und C S. 2. Der Meister C S ist Caspar Schongauer, der Vater Martins, der Meister E S sein Großvater. Für die Leser unserer Zeitschrift kommt eine genaue Darlegung und Prüfung der einzelnen Beweismomente nicht in Frage. Daß die Beweisführung von staunenswerter Schärfsinnigkeit zeugt, muß man anerkennen, auch wenn man mehr als einmal versucht ist, den Kopf zu schütteln. Was die Verfasserin aus Bildnissen, Handstellungen, Werkzeugen und Sondermerkmalen alles herausliest, mag hier und da starke Zweifel erregen. Indes ist der Reichtum an Hinweisen so groß, daß die aufgestellten Hauptthesen genügend gestützt erscheinen, worauf es doch vor allem ankommt. Wir werden sogar nachträglich manches zugeben, was uns beim ersten Lesen unwahrscheinlich vorkommen mochte. Nicht teilen kann Referent die große Begeisterung für das Titelbild, das als unbedingt eigenhändig in Entwurf und Ausführung hingestellt wird, ja sogar als Krone der Werke Martin Schongauers. Es ist ein gutes Bild, aber doch nicht von der